Helmut Schöbitz:
©Landesmuseum für Burgenland, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

WALDARBEIT UND HOLZGERÄTE

Die vorliegende Arbeit zerfällt eigentlich in zwei scharf von einander getrennte Teile, die nur durch den Rohstoff Holz miteinander verknüpft sind. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Waldarbeit, einem Wirtschaftszweig, der auch heute von größter Bedeutung ist, ja vielleicht von größerer als je zuvor; gehört doch der Holzverkauf in der bäuerlichen Wirtschaft zu den wenigen Möglichkeiten, innerhalb kurzer Zeit eine größere Summe Bargeld in die Hand zu bekommen. In der Waldarbeit ist derzeit infolge der Einführung moderner Geräte eine starke Änderung der Arbeitsmethoden im Gange. Aufgeschlossenheit der Entwicklung gegenüber, technisches Gefühl bei der Bedienung der Geräte und auch die finanziellen Mittel, um sich diese beschaffen zu können, sind unbedingt erforderlich, um erfolgreich zu arbeiten. Dennoch darf auch die von Generation zu Generation weitergegebene Erfahrung nicht fehlen, denn trotz aller Technisierung findet die Waldarbeit immer noch nicht im Fabrikssaal statt, sondern im natürlichen, oft schwierigen Gelände, und man hat es nicht mit einem genormten technischen Werkstoff zu tun, sondern mit dem lebendig gewachsenen Holz.

Ganz anders als bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung der Waldarbeit und Holznutzung steht es mit den vielen bäuerlichen Holzgeräten, die im zweiten Teil der Arbeit behandelt werden sollen. Auch in der modernen Wirtschaft und im modernen Haushalt ist vieles aus Holz — vom Wirtschaftsgebäude und Dachstuhl angefangen bis zu den Möbeln und zum Gerätestiel. Aber während in der alten Wirtschaftsform, in der kaum Bargeld verfügbar war, fast jeder Rohstoff dem eigenen Hof oder zumindest der engsten Umgebung entnommen und nach überlieferten Arbeitsmethoden selbst ver- und bearbeitet wurde, kauft man heute schon vielfach fertige Gerätestiele u. dgl.

In der Zeit der autarken Wirtschaftsform war die Herstellung der Holzgeräte auf dem eigenen Hof oder in der Nachbarschaft eine wirtschaftliche Notwendigkeit, heute, in der Zeit der Marktorientierung und Arbeitsteilung, ist sie das nicht mehr. Das ist eine Entwicklung, die man zur Kenntnis nehmen muß, wenn man auch bedauern mag, daß damit

eine lange Überlieferungskette abreißt. Der Mensch hatte eine großartige Materialbeherrschung entwickelt; er wußte genau, welche Holzart für welches Gerät vorteilhaft war, wie das Holz zu bearbeiten war, wie die Teile aneinandergefügt werden mußten, damit sie ordentlich hielten, und vieles mehr. Diese Kenntnisse, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, gehen jetzt verloren, weil sie nicht mehr gebraucht werden. Einen Teil davon festzuhalten, bevor es zu spät ist, soll Aufgabe dieser Arbeit sein.

A. Waldarbeit

Bevor ich auf die Vorgänge bei der Waldarbeit eingehe, möchte ich eines Mannes gedenken, der wie kein zweiter in Wolfau mit dem Wald und der Waldarbeit verbunden war. Es ist Mathias Müllner (Hofname: Wastlhiasl), Wolfau Nr. 297. Wir sind es in der Volkskunde gewöhnt, in der Volkslied- und Erzählforschung von Überlieferungsträgern zu sprechen; bei so nüchternen wirtschaftlichen Themen, wie es die Waldarbeit ist, liegt uns das weniger nahe. Doch auch hier gab und gibt es Menschen, die auf ihrem Gebiet die Träger der Erscheinungen sind.

Ein solcher Mensch war Mathias Müllner (1883—1966) (Bild 11), den ich als guten Gewährsmann schätzen gelernt habe.

Mathias Müllner kam in Wolfau als eines von 8 Kindern zur Welt; schon mit 11 Jahren mußte er auf die jüngeren Geschwister aufpassen *(und heut hängens ma s' a no ån, die Urenkel,* erzählte er mir einige Monate vor seinem Tod) und mußte auch sonst in der Wirtschaft mitarbeiten. Er erlernte das Maurerhandwerk, war Soldat bei der Festungsartillerie in Varasdin, und kam schließlich als Maurer weit in der Monarchie herum. *Åcht Nationen san ma gwen in der Monarchie, und in ålle åchte håb i mir mei Brot gsuacht und mei Geld. Åber das muaß i wohl sågen, åbbaut* (entlassen) *håms mi nirgends, wenn i net selber gången bin. Maurer wår i hålt von die bessern aner.* Oft fuhr er schon im Februar zur Arbeit und kam erst im Dezember wieder heim; gearbeitet hat er in Graz, Wien, Budapest, an der rumänischen Grenze, in Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien usw.

Nachdem er geheiratet hatte, konnte er nicht mehr *in der Fremd* arbeiten. Er baute sich ein Haus und hatte auch sonst viel zu tun: *Då håb i müaßn Tåg und Nåcht årbeiten. Wia oft håb i mi då no niedergsetzt, åbends, nåch 'm Nåchtmåhlessen, und håb an so an Korb, wias es damals ghåbt häm, ånghebt; jå, es paßt gråd ålles, das Material is feucht genug; jetzt håb i müaßn Körbl måchen. Die åndern håm si niederglegt, i hätt a kennan schlåfen gehn, åber es is oft zwa gwen.*

Dieser Mathias Müllner war ein Waldmensch aus Leidenschaft. *Dreißig Jåhr bin i in' Wåld gången, und jetzt muaß i im Bett liegen,*

sagte er mir 2 Tage vor seinem Tod. Es werden wahrscheinlich noch mehr Jahre gewesen sein, in denen er den Winter über mit seiner Partie im Wald Holz schlägerte. Durch diese langjährige Tätigkeit hatte er sich ein Wissen und eine Erfahrung angeeignet, die in Wolfau allgemein anerkannt waren. Er wurde als Schätzmann von der Gutsverwaltung herangezogen, und auch wenn die Bauern Holz verkaufen wollten, wandten sie sich an ihn, er schätzte es ihnen ab. Ebenso war er immer da, wenn es ums Messen und Lohnverrechnen ging, so daß jeder zu seinem rechtmäßig erworbenen Verdienst kam.

Noch vor ungefähr 10 Jahren hat der Wastlhiasl Holzschlägerungsarbeiten übernommen. Er hatte zwei Gruppen von 6 oder 8 Burschen und jungen Männern, mit denen er vom Herbst an bis ins Frühjahr hinein für Holzhändler und Waldbesitzer Arbeiten durchführte. Er schreckte vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurück, sie fällten auch Bäume an Steilhängen und in ungünstigster Lage. *Der Hiasl-Vejder håt ålles ångången, ålles!* Er konnte in den letzten Jahren infolge seines hohen Alters nicht mehr so recht selbst mitarbeiten, aber er hat den jungen Leuten aus seiner reichen Erfahrung heraus immer noch Ratschläge gegeben, wie sie den Stamm anschneiden und wie sie ihn richtig *schmeißen* müssen, kurz, wie sie vorteilhaft und erfolgreich arbeiten sollten.

Wenn er durch den Wald ging und das Geräusch von Waldarbeit und fallenden Bäumen hörte, da ging er hin und sah sich die Arbeit an. Er wußte auch die meisten Waldparzellen auswendig im ganzen Gemeindegebiet. Auf vielen hatte er selbst gearbeitet, andere hatte er dadurch kennengelernt, daß er die Leute dort bei der Arbeit angetroffen hatte. Ein Gewährsmann berichtet: *I selber håb amål mit an Spezl an Ståmm ång'schnitten, a wuchtige Tanne. Und wia mir im besten Sagln san, auf amål håt er uns an guten Morgen umagwunschen, vom gegenüberliegenden Hång. No ja, Buam, wia is, wås tats, für wen tats es? Das håt er ålles genau wissen müassen, und ma håt ihn jå a net ånglogen, er wår ja a Respektsperson. Und dånn håt er si drüben auf dem Hång hingsetzt und håt uns gsagt: jetzt müaßt's den Keil ånziagn, jetzt ziagts den ån und so, då wår er uns behilflich, daß der Bam richtig und sauber gfålln is. Er wår hålt a Waldmensch mit an Wort.*

Als der Tod kam, nahm es der Hiasl-Vejder mit bäuerlicher Gelassenheit hin. Er war schon einige Tage kränklich und mußte im Bett liegen. Zum 83. Geburtstag kam die Verwandtschaft zusammen, und es wurde gefeiert. Auch er selbst trank mit, und plötzlich sagte er: *Mir is åber jetzt går net gut. Jetzt trink i no wås, und dånn stirb i!* Kurz darauf war er tot.

Mathias Müllner war eine echte Persönlichkeit. Wir haben in Wolfau mehrere Menschen kennengelernt, die ausgeprägte Persönlichkeiten sind und über ihre Umgebung herausragen, jeder in seiner Art und auf seinem

Gebiet. Gemeinsam ist ihnen allen, daß sie einerseits weit in der Welt herumgekommen sind — sei es als Handwerker, als Soldaten, oder auch als Auswanderer — andererseits aber trotzdem fest in ihrer dörflichen Gemeinschaft verwurzelt geblieben sind.

Waldbesitz und Holzarten.

In Wolfau hat jeder Bauer Waldbesitz. In der Regel besteht dieser aus mehreren Parzellen; sie sind oft weit voneinander entfernt, was die Bewirtschaftung ziemlich erschwert. Früher gab es auch einen großen Herrschaftswald; dieser ist vor einigen Jahren parzelliert worden. So überwiegt heute der Bauernwald.

Vorherrschend ist Nadelwald, besonders Fichten und Föhren; vereinzelt sind auch Tannen und Lärchen vorhanden. Weiters gibt es Buchen, Eichen, Ahorn, Birken und Ulmen *(Rustn)*. In der Niederung *(in der Au)* wächst reiner Laubwald, mit Schwarzerlen *(Öller)*, Weiden *(Felber)*, Eschen, Pappeln, Akazien und Eichen.

Birke und Nußbaum gelten bei den Waldbesitzern als Raubbaum; man läßt sie deshalb nicht gern im Wald, weil daneben kein anderer Baum aufkommt. Auch die Eiche ist nicht gut für den Wald, da sie sehr viel Wasser braucht und deshalb daneben alle anderen Bäume dürr werden.

Handwerker wie Binder und Wagner benötigen bestimmte Holzarten; sie kauften das Holz von den Bauern. So brauchten die Wagner Birken-, Eschen-, Rusten-, Eichen- und Buchenholz. Das Birkenholz bezogen sie aber meist aus dem Gebirge, weil es dort zäher ist als das einheimische. Die Binder benötigten Fichten und Eichenholz; Fichte für die *Schaffeln*, Eiche für Fässer und *Schmalzdesen*.

Waldarbeit und Holznutzung sind ein Zweig der bäuerlichen Wirtschaft und letzten Endes der gesamten Volkswirtschaft. Es ist daher verständlich, daß sich Konjunkturschwankungen und andere Veränderungen des Wirtschafts- und Sozialgefüges hier sehr stark auswirken müssen.

Nicht nur die wirtschaftlichen Bedingungen haben sich stark geändert, sondern auch die für die Waldarbeit benötigten Geräte und damit Arbeitsweise und Arbeitstechnik. Gleich geblieben sind jedoch die grundsätzlichen Arbeitsvorgänge.

Wenn für'n Bauern 's Erntejåhr aus is, g'åckert is, Ruam und ålls unter Dåch und Fåch is, fångt ma scho mit der Wåldårbeit ån; dås is im November. Und wånn's die Witterung zualåßt, geht das den gånzen Winter über.

Die Waldarbeit beginnt in der Regel im November und zwar meist damit, daß man das aufarbeitet, was im vergangenen Jahr durch Scha-

densereignisse angefallen ist, durch Schneedruck, Wind, Hochwasser u. dgl. Das sind Arbeiten, die jedes Jahr durchgeführt werden müssen, während man einen größeren Holzschlag nur hie und da hat.

Daß die Waldarbeit im Winter durchgeführt wird, hat vor allem zwei Gründe: erstens hat der Bauer im Sommerhalbjahr mit der Feldarbeit so viel zu tun, daß für den Wald keine Zeit übrig bleibt; und zweitens soll die Holzschlägerung in der Zeit der Saftruhe geschehen, also im Winter.

Der erste Arbeitsgang ist das Fällen des Baumes. Dazu muß zuerst an jener Seite des Stammes, die in der Fallrichtung liegt, die Fallkerbe *(der Schrot)* angebracht werden; sie muß stets tiefer als der eigentliche Schnitt liegen, der dann von der anderen Seite her geführt wird. Ist die Säge beim Schneiden tief genug in den Stamm eingedrungen, werden Keile eingeschlagen, damit der Stamm sich nicht senken und die Säge festklemmen kann.

Es gehört viel Erfahrung dazu, den Baum in die gewünschte Richtung zu *schmeißen,* so daß er in der Umgebung möglichst wenig Schaden anrichtet. Das ist besonders in Wolfau wichtig, wo die Waldparzellen oft recht schmal sind, so daß die Gefahr gegeben ist, daß auf der Nachbarparzelle ein Schaden entsteht.

Auf das Fällen folgt das *Schnoaten,* das heißt das Abhacken der Äste mit einer langen Axt. Die Stämme werden schließlich in Stücke zerschnitten (Bild 12), die meist eine Länge von 4 Metern haben, wenn es nicht vom Käufer anders gewünscht worden ist.

Diese *Bloch* von 4 m Länge werden *gerintelt,* d. h. die Rinde wird entfernt (Bild 13). Das Werkzeug dazu ist der *Rintler.* Das Rinteln erfordert viel Kraft. Liegt der Stamm auf einem Hang, muß man beim Rinteln aufpassen, daß er nicht abrutscht, da er ohne Rinde sehr glatt ist. Man sichert ihn daher, indem man unterhalb einen Pflock einschlägt oder Steine unterlegt.

Gerintelt wird nur das Bauholz, nicht aber das Brennholz. Der Zweck ist, daß das Holz nicht *åbstockt* und nicht *wurmlat* wird. Wenn zu spät geschlägert wurde, so daß der Saft schon im Stamm ist, geht mit der Rinde auch die Schleimhaut ab, so daß das Holz rasch austrocknet und rissig wird. Eichen werden nicht gerintelt.

Als letzter Arbeitsgang erfolgt das *Strafen* (= Streifen); die Stämme werden aus dem Wald herausgezogen bis an eine Stelle, wo sie aufgeladen und weggeführt werden können. *G'straft* wird mit dem Traktor (Bild 14) oder auch mit Pferden, und zwar hangaufwärts, nur in Ausnahmsfällen hangabwärts, weil das gefährlich ist.

Die Werkzeuge zur Holzarbeit haben sich sehr geändert. Grundsätzlich werden benötigt: Säge, Hacke, Keile, Rintler und Zottel. Sappeln

sind zwar bekannt, werden aber nicht zur eigentlichen Waldarbeit verwendet, sondern nur zum Laden von schwerem Holz.

Bei der Säge ist der *Schrånk* wichtig, d. h. die Stellung der Sägezähne. Diese dürfen nicht in einer Ebene liegen, sondern müssen abwechselnd nach den beiden Seiten auseinandergebogen sein. Für weiches, grobfaseriges Holz muß man einen weiten Schrank haben, die Zähne müssen weiter auseinandergebogen sein, für hartes Holz einen sehr engen. Jedoch darf er wieder nicht so eng sein, daß das Sägeblatt eingezwängt ist: *Es muaß immer no schön lafen!*

Bei der Hacke muß man darauf achten, daß sie eine bestimmte Schwerpunktlage hat: Der Eisenteil der Hacke und die anschließenden vier Fingerbreiten des Stieles sollen dem übrigen Teil des Stieles die Waage halten.

Der *Zottel* ist eine Kette, an deren Ende drei Haken befestigt sind. Man verwendet dieses Gerät beim *Strafen,* und zwar schlägt man mit der stumpfen Seite der Hacke die Haken in den Stamm. Handelt es sich um einen sehr starken Stamm, schlägt man alle 3 Haken hinein; sind die Stämme schwächer, genügt ein Haken, so daß 3 Stämme auf einmal *g'straft* werden können.

Fällen der Bäume, Schnoaten, Rinteln, Durchschneiden und *Strafen* sind die Arbeitsgänge für die Hauptarbeit im Walde, das Schlägern. Doch damit ist die Arbeit nicht beendet: auch der *Abfall,* das sind Äste und Wipfel, müssen verwertet werden. Diese Arbeit ist das *Ästhacken.* Schließlich muß auch aufgeforstet werden, eine Arbeit, die im Frühjahr ausgeführt wird. Eine weitere Waldarbeit ist das Streurechen, was aber heute fast völlig abgekommen ist.

— —

Sprechen die älteren Gewährsleute von *früher,* so handelt es sich in der Regel um die Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem ersten Weltkrieg. Ein weiter zurückliegender Zeitraum ist aus der lebendigen Überlieferung nicht oder nur kaum zu erschließen, doch kann aus den vorhandenen Bauformen, Häuser in Blockbauweise und wuchtige Dachstühle, auf die Holznutzung der damaligen Zeit geschlossen werden.

Der Eigenverbrauch an Bauholz muß damals sehr hoch gewesen sein, denn sowohl für einen Blockbau als auch für einen Dachstuhl ging sehr viel Holz auf, allein schon deshalb, weil die Stämme nicht in der Sägemühle zugeschnitten, sondern mit dem Breitbeil zugehackt wurden, wobei es sehr viel Abfall gab.

Obwohl in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg die Konjunktur für den Verkauf von Bauholz infolge der regen Bautätigkeit in der ganzen Monarchie sehr gut war, hat man den Eindruck, daß das vor allem für die Gutsverwaltung von Vorteil war. Die Bauern selbst scheinen nicht so an

den Markt herangekommen zu sein wie die Herrschaft, die natürlich mehr Möglichkeiten und Verbindungen hatte. Jedenfalls berichten die Gewährsleute vor allem von der Holzschlägerung im Herrschaftswald.

Geschlägert wurde für den *Abfall*, d. h. für die Äste und den *Gupf* (Wipfel). Doch gehen die Berichte hier etwas auseinander. Nach der einen Auffassung hat die Gutsverwaltung für das Schlägern immer bar bezahlt und nur bei Bauern wurde für den *Abfall* geschlägert, nach der anderen war auch bei der Gutsverwaltung das Schlägern für den *Abfall* üblich. Es scheint so gewesen zu sein, daß das Schlägern für den *Abfall* die ältere Form ist und erst in den Jahren der Hochkonjunktur kurz vor dem ersten Weltkrieg die Barzahlung aufgekommen ist. Für das Rinteln und *Strafen* wurde bar bezahlt.

Die Gutsverwaltung setzte gleichzeitig mehrere Partien zum Schlägern ein, es wird davon berichtet, daß es bis zu 8 waren. Diese Partien bestanden aus 3 Mann, 2 Mann zum Fällen und Zerschneiden der Stämme, der 3. Mann zum *Schnoaten*. Gleich hinter den Holzfällern arbeiteten Partien von Zimmerleuten, die das Bauholz *heraushackten*.

Wurde um den *Abfall* geschlägert, dann versuchten die Holzarbeiter, einen möglichst großen Anteil für sich selbst herauszuholen: ... *und då håms des a so gmåcht, håm recht långe Gipf gmåcht, denn sonst wärn s' ja benåchteiligt gwen.* Ist jedoch gegen Barzahlung geschlägert worden, so daß der Abfall übrigblieb, dann wurde dieser versteigert: *Des is verlizitiert wordn. Då san d' Leut außigången, und då is der Klarichter mitgången, der håt amål ånaschlågn, und dånn håm si's d' Leut aufetriebn, nåchanånder. Dånn håt er nåchgschlågn, den nächsten Kauf und so fort nåchanånder. Wenn aft der Schlåg fertig wår, is trummelt wordn im gånzen Ort, oder auch in Wörtherberg, ålso am Datum, dem und dem, Uhrzeit, då werdn die Äst verkauft im Wåld. Am Schlåa san die Bloch glegn, links und rechts die Äst, då san Zettel ångschlågn gwen, ångschriebn Nr. 1 und so, des is scho vorbereit gwen, wenn die Interessenten kommen, daß' net erst a Årbeit håm.* Gekauft wurde der *Abfall* von Bauern und auch *wia ma gsagt hat, von die Hulden (die Östreichgeher, die im Quartier warn in die Bauernhäuser)*, also von den Inwohnern, die kein eigenes Haus und keinen Grund besaßen.

Kurz vor dem 1. Weltkrieg wurden folgende Arbeitslöhne bezahlt: Für das Fällen und Schnoaten 5 Kreuzer (= 10 Heller) pro Festmeter; *då sans kommen pro Tag auf 2 Kronen, 3 Kronen sowås, oaner! Das wår a schöner Verdienst dåmåls.* Für das Durchschneiden der Stämme wurden pro Schnitt 5 Kreuzer bezahlt, wobei die Dicke des Stammes nicht berücksichtigt wurde *(das hat sich ausgeglichen)*, und für das Rinteln pro Bloch ebenfalls 5 Kreuzer: *Im 13er-Jåhr, då wår i selbst Blochrinteln. I bin a geborener 99er, då håm ma frei ghåbt von der Schul, bin i Blochrinteln gången, håb i 5 Kreuzer kriegt fürs Bloch. Natürli håb i die*

schwächern gmåcht; åchte hab i rinteln mögn pro Tåg, als 12- oder 13-jähriger Bua. 40 Kreuzer, des wår åber scho ållerhand für an Schuler!

Das Streifen wurde teils von der Gutsverwaltung selbst durchgeführt, teils wurde diese Arbeit an Bauern vergeben. Ein Mann mit 2 Pferden erhielt dafür pro Tag *a Krone oder 60 Kreuzer, oder sowås, mehr håms net ghåbt.*

Diese Angaben beziehen sich alle auf die Holzarbeit im Dienste der Gutsverwaltung. Im bäuerlichen Betrieb führte man kleinere Arbeiten selbst aus oder der Nachbar half mit. Diese Nachbarschaftshilfe erfolgte ohne jede Bezahlung und ohne Verrechnung nach Tagwerken. Der Nachbar erhielt nur das Essen.

An Werkzeugen hatte man früher die Zugsäge mit den gleich großen Zähnen. In früherer Zeit gab es auch sogenannte Wiegensägen, *des is so wia a Wippen gången.* Eisenkeile gab es noch nicht, man verwendete ausschließlich Keile aus Hartholz, die man selbst anfertigte. Diese Holzkeile wurden mit einem hölzernen Schlägel eingeschlagen. Hacken hatte man ebenfalls, auch Sappeln waren bekannt. Zotteln sind *so vor a fufzig, sechzig Jåhr* aufgekommen, vorher hat man beim Streifen *die Ketten nur so umadraht* (d. h. die Kette wurde nicht durch eingeschlagene Haken am Stamm befestigt, sondern nur um den Stamm geschlungen. Das Streifen erfolgte ausschließlich mit Pferden. Die Fallkerbe *(der Schrot)* wurde nicht geschnitten, sondern herausgehackt.

Beim Schlägern von Bauholz wurde früher streng darauf geachtet, daß das bei abnehmendem Mond *(beim alten Mon)* erfolgte: *Warum, woaß i net, des is an Åberglauben. Beim neuchen Mon wird das Holz wurmig. Die gånz Ålten, die glauben des heut no. Sie håbn gsågt, das Holz wird wurmlat.*

Die Gutsverwaltung nahm auch Leute für das Aufforsten auf, meist Mädchen von 14 oder 15 Jahren. War im Frühjahr das Holz weggeräumt, begann man mit dem Anpflanzen. Einige Leute haben *Grüaberln* im Abstand von ca. 70 cm gehackt, die anderen setzten die Pflanzen ein. Angepflanzt wurden Fichten, Lärchen und Kiefern. Auch in den Bauernwäldern wurde nach dem Schlägern wieder aufgeforstet, aber nicht von allen Waldbesitzern.

Früher wurde viel Laub- und Nadelstreu aus dem Wald geholt. Diese Arbeit, das Streurechen, wurde meist im Frühjahr oder im Sommer durchgeführt, jedenfalls aber in einer trockenen Jahreszeit.

— —

In wirtschaftlicher Hinsicht ist eine starke Änderung insofern eingetreten, als es heute keinen Gutsbetrieb mehr gibt, sondern nur noch Bauernwaldungen. Es wird von den Bauern, im Gegensatz zu früher, fast

alles Holz verkauft, was geschlägert worden ist. Der Bauer selbst behält nur den unverkäuflichen Abfall für sich.

Auch das Werkzeug hat sich geändert. Die Zugsäge wurde nach dem 2. Weltkrieg durch die Lanzenzahnsäge verdrängt (Bild 12), auch *amerikanische Zugsäge* genannt. Die Lanzenzahnsäge hat verschiedenartige Zähne; ein Zahn schneidet nach der einen Seite ein, einer nach der anderen. Der dazwischenstehende Zahn wirkt wie ein Hobelmesser, er räumt heraus, was die anderen Zähne aufschneiden, und wird daher *Ramer* (= Räumer) genannt. Im Vergleich zur älteren Zugsäge entwickelt die Lanzenzahnsäge eine wesentlich größere Geschwindigkeit, doch müssen immer noch zwei Mann anfassen, wogegen bei der Motorsäge nur ein Mann erforderlich ist.

Die Waldarbeit wird heute von der Motorsäge beherrscht. Sie hat den Vorteil, daß ein Mann allein damit arbeiten kann, daß die Arbeitsgeschwindigkeit sehr hoch ist, und daß man von unten genauso gut schneiden kann wie von oben. Die Fallkerbe z. B. wird nicht mehr gehackt, sondern geschnitten. Die Motorsäge ergibt einen wesentlich breiteren Schnitt als die Zugsäge, keilen muß man allerdings genauso wie bei der Arbeit mit dieser, damit der Baum in die gewünschte Richtung fällt.

Eine Motorsäge wiegt ca. 10 kg und entwickelt 5—6 PS; der Preis liegt bei 6.000 Schilling, dazu kommt noch das Feilgerät mit etwa 500 Schilling. Die Zähne sitzen auf einer umlaufenden Kette. Obwohl das Sägen selbst vom Motor besorgt wird, ist es doch anstrengend, das schwere, vibrierende Gerät den ganzen Tag in der Hand zu haben. Die Vibration hat aber auch Vorteile: *Da friert an net in die Finger bei der Erschütterung.*

Eine weitere einschneidende Änderung der Arbeitsweise erfolgte durch den Traktor, der, abgesehen von seiner landwirtschaftlichen Verwendung, vor allem zum Streifen des Holzes dient (Bild 14). Doch werden zu dieser Arbeit auch heute noch Pferde eingesetzt, besonders im unwegsamen Gelände, wo der Traktor nicht mehr hingelangen kann. An solchen Stellen kann man zum Herausziehen der *Bloch* auch eine Seilwinde benützen.

Statt der früher verwendeten Holzkeile sind jetzt allgemein Eisenkeile in Gebrauch. Im eigentlichen Eisenkeil, dem *Schoat,* sitzt das *Schoatheft* aus Weißbuchenholz, welches an der Schlagseite durch einen Eisenring zusammengehalten wird; *„sonst spritzert's jå auseinånd.*

Bei der Einteilung der Arbeit ist zu unterscheiden, ob ein Bauer in einem Wald ein paar Stämme aufarbeitet, oder ob ein ganzer Wald geschlägert wird. Im ersten Fall kann der Bauer selbst mit seinen Familienangehörigen oder mit Hilfe eines Nachbarn die Arbeit bewältigen. Im anderen Fall kann nur eine gut eingearbeitete, mit einer Motorsäge ausgerüstete Arbeitspartie rationell arbeiten.

Sind kleinere Arbeiten auszuführen, helfen alle arbeitsfähigen Familienmitglieder zusammen. Manchmal werden sogar die Kleinkinder in den Wald mitgenommen und dort beaufsichtigt, so daß die Mutter nicht daheimbleiben muß.

Häufig arbeiten zwei Nachbarn zusammen: *So wia zum Beispiel i mit mein Nåchbårn obern Berg, dem Goger; der håt då hinten a påar Eichen und Buchen verkauft, und i håb aa schöne ghåbt. I håbs mit der Motorsåg aufgschnitten, und er håts dafür gstraft. G'årbeit håm ma gemeinsåm, er wår ma beim Schneiden genauso behilflich wia i ihm beim Strafn.* Es ist üblich, daß derjenige, der aushilft, vom Waldbesitzer das Essen erhält. Eine Verrechnung nach Tagwerken erfolgt in der Regel nicht.

Ist ein größerer Schlag abzuholzen, *då tan si a påar Nåchbårbuam zsåmm, daß' wo an Schlåg oder a Waldl åbholzen, so mit an hålben Joch, es is eh scho viel. Solche måchens vielleicht drei den Winter durch, und das wird eh gmessen, soviel Festmeter san, soviel Schilling, und des wird dånn aufteilt.*

Als Beispiel für eine solche moderne, rationelle Waldarbeit erwähne ich folgenden Fall: eine Partie von 3 gut aufeinander eingearbeiteten Männern — zwischen 40 und 50 Jahre alt — arbeitet in einem Holzschlag, in dem ungefähr 140 m³ Holz zu fällen sind. Einer der drei Männer besitzt eine Motorsäge, im übrigen hat jeder eine Hacke und einen Rintler. Weiters sind verschiedene Holz- und Eisenkeile vorhanden. Der Wald gehört einem Bauern, der selbst für die Waldarbeit schon zu alt ist und sie daher für Geld durchführen läßt. Die Dreierpartie hat folgendes zu tun: Fällen der Bäume, Schnoaten und Rinteln; dafür erhält sie S 50/m³. Das Wegschaffen des Holzes und des Abfalls ist nicht mehr ihre Aufgabe. Für die Aufarbeitung dieser 140 m³ sind ungefähr 70 Tagwerke nötig; die 50 Schilling werden so aufgeteilt: 12 Schilling erhält der Besitzer der Säge, der Rest wird nach den geleisteten Tagwerken verteilt (es sind nicht immer alle drei Männer an der Arbeit, da manchmal der eine oder andere daheim zu tun hat). Einer arbeitet mit der Motorsäge, der zweite ist mit dem Schnoaten beschäftigt, der dritte hilft teils dem Sägenden, indem er beim Fällen Keile einschlägt, teils schnoatet er mit.

Als Käufer kommen Holzhändler oder Sägewerk in Frage; bei der heutigen Hochkonjunktur ist es nicht schwer, einen Abnehmer zu finden, im Gegenteil, die Käufer sind sogar bemüht, das Holz zu bekommen. Der Holzhändler *håt scho überall seine Dorfspione, denn wenn der wo waß, es i a Holz zu verkafn, då braucht si nur aner äußern, nå jå, er möcht an Traktor kafn oder an Wågn oder an Pfluag, er wird hålt in der Au oder im Fuchsenriegel oder im Höllisgrabn a påar Ståmm åbschneidn, ålso, zwoamal derf er's* (der Dorfspion) *net hörn, er überhört's eh oamal net.*

Der *Dorfspion* erhält vom Holzhändler eine Provision für seine Vermittlung.

Man verkauft das Holz entweder geschlägert, entästet und entrintelt nach Festmetern, oder auch *am Stock,* d. h. den ganzen Wald ungeschlägert. In diesem Fall wird der Preis nicht genau nach Festmetern berechnet, sondern nur geschätzt, und der Käufer hat selbst für die Schlägerung zu sorgen. Der Erlös für den Waldbesitzer ist geringer, dafür hat er aber auch viel weniger Arbeit.

Die Aufforstung eines Kahlschlages ist heute behördlich vorgeschrieben. Der Waldbesitzer muß die Schlägerung anmelden und erhält die Genehmigung nur, wenn er, je nach dem Ausmaß verschieden hoch, eine Kaution erlegt. Dieses Geld bekommt er zurück, wenn er den Schlag aufgeforstet hat und darüber eine Bestätigung des Bürgermeisters vorlegen kann.

— —

Als Brennholz wird nur Holz verwendet, das weder verkauft noch einer anderen Verwendung zugeführt werden kann.

Da ist zunächst das *Meterholz;* Stämme und stärkere Äste werden in 1 m lange Stücke zersägt und diese zerkloben, so daß das Holz gut austrocknen kann. Die Scheiter werden zum Trocknen aufgeschlichtet. Nach einiger Zeit werden sie noch weiter zerschnitten, die Stücke zerhackt und abermals aufgeschlichtet, und zwar meist in Holzstößen von rundem Grundriß. Die Baumstämme werden entweder schon im Wald zerschnitten und gekloben, oder, was häufiger der Fall ist, das Holz kommt in 4 m langen *Bloch* aus dem Wald und wird daheim weiterverarbeitet. Die Trockenzeit ist je nach der Holzart verschieden; Weichholz muß einen Sommer über trocknen, Eichenholz dagegen 3 Jahre lang, sonst brennt es nicht gut. Birkenholz, besonders die Rinde, brennt auch in grünem Zustand.

Früher war auch das *Stöckgraben* recht häufig, d. h. es wurden die Wurzelstöcke gefällter Bäume ausgegraben. Dies wurde auch von Bauern gemacht, vor allem aber von den Saisonarbeitern, die sich dadurch kostenlos Brennmaterial verschafften. Ausgegraben wurden Fichten-, Buchen- und Eichenstöcke; Föhrenstöcke grub man auch aus, verwendete sie aber vor allem zur Gewinnung der *Kean.* Häufig wurden früher Stöcke ausgegraben, wenn man Holz zum Ziegelbrennen brauchte. Da man dazu sehr viel Holz benötigte, nahm man sich auch ein paar Zigeuner auf, denen man eine Kleinigkeit zahlte und auch zu essen gab, und die dafür die Stöcke herausgruben.

Die zum Brennholz bestimmten Wurzelstöcke wurden umgestürzt; mit der Säge brachte man einen Kreuzschnitt an und mit Keilen wurde der Stock zerkloben. Die einzelnen Stücke wurden aufgeschlichtet. Das

Wurzelholz trocknet besser als das Meterholz, so daß es schon nach einer Trockenzeit von einem Sommer zerschnitten und verbrannt werden konnte.

Als Brennholz wird auch der Abfall verwendet, also Äste und Wipfel. Das sogenannte *Ästhacken* macht man im Frühjahr, wenn der Schnee geschmolzen ist. Die ganz kleinen Triebe werden abgehackt, meist mit dem *Greif* (Taf. 15., 70). Dieses Werkzeug ist eine Art Hackmesser und wird auch *Schnoatmesser* oder *Schwånpraxen* genannt. Man nimmt den Ast in die eine Hand und schlägt mit der anderen, die den Greif hält, mit 2 oder 3 Hieben, die dem Ast entlang geführt werden, alle Seitentriebe ab. Dieses Kleinzeug wurde früher meist als Streu im Kuhstall verwendet; heute läßt man es in der Regel im Wald liegen oder zündet es an, da der Heizwert sehr gering ist und sich der Transport nicht lohnt.

Die stärkeren Äste werden auf einem Hackstock in Stücke von ungefähr 25 cm Länge zerhackt. Diese Aststücke werden regellos auf einen Haufen geworfen. Dieses sogenannte Krispel- oder Gulaschholz ist sehr leicht brennbar, wenn es einen Sommer lang gut durchgetrocknet ist. Es wird als „Sommerholz" verwendet, d. h. man kocht im Sommer damit. Man kann die Aststücke auch zu *Bürteln* zusammenbinden. Als Bindematerial dienen Felberruten oder Stroh. Mit den Bürteln wird der Backofen geheizt; man gibt zum Brotbacken 3—4 Stück gleichzeitig in den Ofen, ohne sie aufzumachen. Auch zum *Warmheizen* der Stube sind sie geeignet.

Die, die kein Fuhrwerk haben, müssen die Bürteln heimtragen oder jemanden aufnehmen, der sie ihnen führt. Das Krispelholz kann man nicht tragen, sondern muß es im Wagen führen. Ein Nachteil des Krispelholzes ist auch, daß es in der *Hütten,* dem Holzschuppen, mehr Platz einnimmt als die Bürteln.

Auch die Baumrinde, die beim *Rinteln* anfällt, wird mitunter zum Heizen verwendet.

— —

Ohne dem wår jå ka Hausen, hätt ma net sein können! — so drückt ein Gewährsmann die große Bedeutung der Kienspäne für das häusliche und wirtschaftliche Leben in der alten bäuerlichen Lebensform aus. Bis um 1910 dienten ausschließlich Kienspäne als Beleuchtung, später gab es Petroleumlampen, ab ungefähr 1920 elektrisches Licht.

Man muß zwischen *Schwån* und *Kean* (= Kien) unterscheiden. Der *Schwån* ist ein ungefähr 60 cm langer, ganz dünner Holzstab, ein Keanbröckerl dagegen ist nur 15—20 cm lang, aber zeigefingerstark.

Zur Herstellung der *Schwån* diente Föhrenholz, und zwar von der Außenseite des Stammes, denn das Innere *(die hårte Seiten)* läßt sich nicht gut klieben. Zuerst schneidet man aus dem Stamm geeignete Scheiben heraus, meist vom unteren Teil, dem Erdstamm, weil sich dieser bes-

ser spalten läßt; die oberen Teile des Stammes sind ästiger und daher nicht gut zu spalten. Außerdem ist der Erdstamm harziger, so brennen die Späne besser, und feiner gewachsen *(je feiner die Laß, umso besser gehts zum Klieben).* Die Scheiben von 50—60 cm Länge werden nun gespalten, das ungeeignete Innere des Stammes wird entfernt und die astreinen Stücke werden weiter gekloben, sodaß sie schließlich ungefähr 2 cm breit und von der Stärke eines Kartons sind. Dazu verwendet man zuerst eine Hacke oder den *Greif* (deshalb wird dieser auch *Schwånpraxen* genannt), zum Schluß ein Messer. Die Arbeit des Kliebens geht besser, wenn das Holz noch grün ist. Die Späne werden gebündelt und auf dem Backofen oder am Dachboden zum Trocknen aufgeschlichtet.

Waren sie gut ausgetrocknet, konnten sie verwendet werden. *Då san die Weiber, die håbn ihn (den Schwån) in' Mund gnomma, håbn 'n ånzundn, san in' Keller gången, san am Boden gången, dås wår ihr Licht, wia a Latern. Im gånzen Haus sans umgången, zum Saufüadern und in' Küahståll sans gången damit.* Auch den Backofen beleuchtete man damit, wenn er ausgeputzt wurde oder die Brotlaibe herausgenommen werden sollten. Dazu war ungefähr 4—6 Ziegelscharen hoch eine Reihe stärker gefugt, so daß ein Schwån hineingesteckt werden konnte.

Der *Kean* war im Vergleich zum *Schwån* kürzer und stärker. Diese *Keanbröckerln* wurden und werden noch zum Unterzünden beim Feuermachen verwendet, wobei einige überkreuz gelegt werden. Früher dienten sie vor allem zur Beleuchtung der Stube, wo eine eigene Nische, die *Keanleuchten,* dafür vorgesehen war. In dieser Nische wurden die Keanbröckerln überkreuz gelegt, und zwar über ein *Keanrößl,* das ist ein eisernes Gerät, das ungefähr dem *Feuerrößl* des Herdes entspricht, aber wesentlich kleiner ist. Einer der Hausleute mußte immer wieder neue Bröckerl nachlegen, sodaß die Beleuchtung nicht nachließ.

Die *Kean* werden vom Kern des Föhrenstammes oder vom Wurzelstock gewonnen. Wird ein Baum gefällt, so schlagen manche Laubholzarten, wie Eiche, Buche oder Erle, wieder aus, d. h. es entstehen Stockausschläge, und der Baum wächst weiter. Bei Fichten und Föhren ist dies jedoch nicht der Fall, hier stickt der Stock ab und verharzt dabei sehr stark. Einige Jahre nach dem Fällen sind dann die Wurzeln und die äußeren Holzschichten des Stockes vermorscht, das Innere aber bleibt fest und harzig, ist leicht auszugraben und ergibt die besten *Keanbrökkerln,* oft noch 20—30 Jahre nach dem Fällen. Daß sich der Kern des Stammes oder gar der Wurzelstock nicht gut spalten läßt, spielt hier keine Rolle, da die *Kean* nicht so sorgfältig hergestellt waren wie die *Schwån,* sondern nur grob zerkleinert wurden.

— —

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

B. Holzgeräte

In diesem Teil der Arbeit sollen vor allem jene Holzgeräte behandelt werden, die in überlieferter Arbeitsweise im Haus hergestellt wurden. Es scheiden somit alle Geräte aus, die von Handwerkern erzeugt wurden, also Tischler-, Zimmermanns-, Drechsler-, Wagner- und Binderarbeiten. Mit diesen Handwerkszweigen hängen fortgeschrittene Holzbearbeitungsweisen wie Drechseln, Hobeln, Leimen u. dgl. zusammen. Bäuerliche Holzgeräte in unserem Sinne kennen diese Herstellungsarten nicht. Einige gedrechselte Gegenstände, die in Wolfau aufgefunden wurden, sollen jedoch kurz erwähnt werden.

Das Hauptaugenmerk meiner Ausführung soll nicht sosehr auf Form und Maße der Gegenstände gerichtet sein, sondern auf Herstellungsweise und Material.

Etwas aus dem Rahmen der übrigen Geräte fallen die aus Flaschenkürbissen hergestellte Weinheber und Trichter, da sie nicht aus Holz im eigentlichen Sinne hergestellt sind, sondern aus der verholzten Schale dieser Früchte.

Wenn ich auch erwähnt habe, daß die Geräte im Hause selbst hergestellt wurden, so heißt das nicht, daß jedes Mitglied der Gemeinschaft sie selbst herstellen konnte. Begabung und Handfertigkeit sind auch in einer scheinbar so einheitlichen Menschengruppe sehr verschieden. Der eine konnte sich alle möglichen Gegenstände selbst machen, der andere wieder gar nichts. Hier setzte einerseits die Nachbarschaftshilfe ein, andererseits gab es die sogenannten *Murkser* (das Wort *murksen* hat eine Bedeutungsverschlechterung durchgemacht. Während wir darunter *etwas schlecht ausführen* verstehen, entspricht es in Wolfau etwa unserem *basteln,* hat also keine geringschätzige Bedeutung), die nebenberuflich, meist im Winter, gegen Bezahlung verschiedene Geräte herstellten oder ausbesserten. Das waren meist *Östreichgeher,* also Saisonarbeiter, die den Sommer über *in der Fremd* arbeiteten, im Winter aber daheim waren und Zeit für solche Arbeiten hatten.

Der bäuerliche Mensch konnte fast jeden Gegenstand für irgendeinen Zweck verwerten, nichts war nutzlos, nichts wurde verschwendet. Er sah schon, wenn er ein Stück Holz in die Hand nahm, daß es für dieses oder jenes Gerät zu brauchen sei, und legte es zur Seite. So hatte jeder meist einen Vorrat an Rohmaterial, wenn er etwas brauchte. Und wenn etwas Bestimmtes gerade nicht da war, hatte es der Nachbar, oder man holte es aus dem Wald.

Die Holzgeräte in Wolfau sind auffallend wenig verziert. Es herrschen durchwegs die schlichten, einfachen Grundformen vor.

— —

In Anbetracht dessen, daß die Wolfauer als Angehörige mehrerer Handwerkszweige in allen nur möglichen Gegenden gearbeitet haben, ist es verständlich, daß sie die verschiedensten Werkzeuge kennengelernt haben und diese auch daheim im täglichen Leben benützen. Jedoch fällt es auf, daß gerade die bäuerlichen Holzgeräte nur ganz wenige Werkzeuge erfordern: Säge, Hacke und Messer bilden den Grundstock. Ein sehr wichtiges Hilfsgerät ist die Hoanzelbank (Taf. 15., 68), auf der das Werkstück eingespannt wird, so daß man mit beiden Händen arbeiten kann. Vor allem zur Führung des *Roafmessers* (Taf. 15., 69) ist dies erforderlich.

Das Werkstück wird zuerst mit der Hacke grob zugerichtet, dann auf der Hoanzelbank eingespannt und mit dem Reifmesser weiterbearbeitet. Mit dem Fuß wird der *Trittling* bewegt, wodurch das Werkstück festgeklemmt oder losgelassen wird.

Die Hoanzelbank besteht aus der eigentlichen Bank, auf der man sitzt; vorne ist der *Sådel* (Sattel), der an der Bank beweglich befestigt ist. Am Sattel und an der Bank sitzen je zwei Beine; da Sattel und Bank nicht starr verbunden sind, sind auch die beiden Beinpaare etwas beweglich, so daß die Hoanzelbank selbst dann sicher steht, wenn sie in unebenem Gelände aufgestellt wird. Mit dem *Trittling* bewegt man den *Kopf;* das Werkstück wird zwischen dem Oberteil, der auf der *Bank* aufsitzt, und dem *Kopf* eingeklemmt.

Die Hoanzelbank dient zur Herstellung verschiedener Holzgeräte, ist aber auch selbst ein solches. Bei dem hier abgebildeten Stück, das aus dem Jahre 1849 stammt und dessen Kopf außer der Jahreszahl eine Kerbschnittverzierung (Sechsstern) zeigt, ist die „Bank" aus weichem Holz, der Oberteil aus Eiche, der Sattel aus Kiefer und der Kopf ebenfalls aus hartem Holz.

Nach der groben Bearbeitung mit der Hacke und der feineren mit dem Reifmesser muß das Werkstück geglättet werden. Dazu wurden allgemein Glasscherben benützt; selbst heute arbeitet man noch damit, wenn natürlich auch schon Glaspapier verwendet wird.

Für die Herstellung der Holzschaufeln, Loatzschüsseln und Mulden ist noch zusätzliches Werkzeug erforderlich. Zum Aushöhlen des Holzes sind ein Hohldexel (Taf. 15; 71a) und verschiedene andere Hohleisen (Taf. 15., 71b, c) nötig, da die konkav gekrümmten Flächen nicht anders herzustellen sind.

H o l z r e c h e n sind noch in Gebrauch, besonders für die Heuarbeit. Der eiserne Rechen ist dafür zu schwer, er bleibt im Boden hängen und reißt die Wurzeln heraus. Der Holzrechen dagegen gleitet über die Fläche hinweg und beschädigt den Boden nicht.

Manche Bauern machen sich die Rechen heute noch selbst, manche dagegen kaufen die fertigen Rechen von einem *Murkser*. In Wolfau lebt

ein Rechenmacher, der nur nebenberuflich diese Tätigkeit ausübt. Hauptberuflich arbeitet er bei einer Baufirma; in seiner Freizeit macht er Rechen, Stiele und Leitern.

Der Rechen besteht aus drei Teilen: dem Stiel, der *Bank* und den Zähnen. Der Stiel ist Fichtenholz. *Då geht ma hålt in' Wåld, und wo s' z' dicht san* (die jungen Bäume), *schneidt ma si hålt an passenden Rechenstiel.* Er wird entrindet und geglättet, und so lange er noch grün ist, wird er gespalten. *Z'erst schneidt ma eini mit 'n Sagl, dånn spålt ma 'n vonanånder, dånn tuat ma a Holz eini, daß' a so bleibt.* Dieses Holz läßt man einige Monate drinnen, so daß der gespaltene Stiel in dieser Lage bleibt und nicht wieder zusammengeht. In die *Bank* werden zwei Löcher gebohrt, da kommt der Stiel hinein und wird angekeilt. Manchmal wird er zur Sicherheit auch noch mit kleinen Nägeln befestigt, denn es ist unangenehm, wenn bei der Arbeit auf einer Wiese die Keile herausfallen und der Rechen dadurch unbrauchbar wird.

Die Rechenbank ist aus Hartholz, und zwar meist aus Nußholz. Man kann auch Eiche, Kirsche, Buche oder Ahorn nehmen, doch ist Nußholz leichter und ein solcher Rechen wird bei der Arbeit bevorzugt.

In der *Bank* sitzen die Zähne; diese werden aus mancherlei Holz hergestellt, aus Eiche, Ölesen (Traubenkirsche), wildem Holler, Kirsche, *Agazi* und *Hirtriegel* (Hartriegel). Der eine Bauer schwört auf junge Eiche, der andere auf *Hirtriegel.*

Das Herstellen der Rechenzähne war und ist eine Winterarbeit. Das Holz *trågt ma si scho im Herbst ham, dånn kliabt ma's scho so viereckert, und tuat's wo hinstellen, da's a bißl austrocknet.* Das Holz muß gut trokken sein, denn wenn man Rechenzähne aus grünem Holz in die Bank einsetzt, trocknen sie rasch in der Sonne und fallen heraus. Das getrocknete Holz wird im Winter auf der Hoanzelbank mit dem Reifmesser weiter zugerichtet und mit dem Messer fertig *aus'gschnitzt.* Schließlich werden die Zähne mit dem Hammer geklopft. *De wern ausg'schnitzt und dånn wern s' mit'n Hammer klopft, daß' zsåmmgehn, daß' net vertrocknen.*

Heute hat man zur Herstellung der Rechenzähne auch eine Vorrichtung, *Durchschläger* genannt. Das ist ein Eisengerät mit einer Bohrung, an deren oberem Ende eine Schneide angebracht ist. Der grob zugerichtete Rechenzahn wird mit einem Hammer durchgeschlagen, sodaß er die richtige Form erhält. Anschließend wird mit einer Holzraspel die Spitze hergestellt.

Der fertige Rechenzahn wird mit einem Holzschlägel von oben in die Bohrung der *Bank* eingeschlagen. Der Durchmesser des Zahnes muß etwas größer sein als der der Bohrung, sodaß der Zahn in das Loch hineingepreßt wird und in ihm fest sitzt. Ist der Zahn zu stark, wird die Rechenbank gesprengt; ist er zu schwach, fällt er nach einiger Zeit heraus.

Rechenzähne werden immer auf Vorrat erzeugt; wird bei der Heu-

arbeit ein Zahn abgerissen, setzt man in der nächsten Arbeitspause mit ein paar Handgriffen einen neuen Zahn ein.

Während man eiserne Gabeln früher hauptsächlich für die Stall- und Düngerarbeit verwendet hat, wurden die Holzgabeln (Taf. 15; 72) für die Arbeit mit Heu und Stroh benützt. Heute sind die Eisengabeln im Vordringen, doch werden Holzgabeln immer noch verwendet, sogar noch neu hergestellt. Es gab in Wolfau einen *Murkser,* der schöne Gabeln erzeugte; er ist aber nach Kemeten übersiedelt. Auch in Buchschachen war so ein *Murkser,* doch ist dieser vor einigen Jahren gestorben. Es gab auch Bauern, die sich die Gabeln selbst herstellten.

Die Gabeln sind aus *gringem* (=leichten) Holz, wie *Agazi,* oder auch aus Eschenholz. *Des kaf'n si di Murkser z'samm, die san ins Gebirg aa auffi gången zu die Bauern, denn då is a bessers Holz, des Gebirgsholz.*

Die beiden seitlichen Zinken der Gabel sind gebogen; es werden zwei Biegemethoden beschrieben, nämlich das Bähen und das Kochen.

Wurden die Zinken *baht* (=gebät), so wurde das Holz vorsichtig über ein offenes Feuer gehalten, bis es weich war, dann gebogen und eingespannt, damit es in der gewünschten Form blieb: *Des is über a Feuer und wieder gspånnt und wieder übers Feuer und wieder gspånnt, so lang bis' die passende Form ghåbt håt.* (An den fertigen Gabeln sieht man oft noch an den gebogenen Stellen die Spuren des Feuers; das Holz ist hier ganz schwarz.)

Das Biegen kann aber auch durch Kochen erfolgen: *De wern gekocht, im hoaßen Wåssa, im Dämpfer wern s' kocht und dånn wern s' übers Feuer g'hålten, åls a kochta, damit des in der Biagn bleibt, im Bogen, weil sonst geht's ja wieder retour.* — Das Bähen dürfte die ursprüngliche Arbeitsweise sein, weil dazu kaum Arbeitsgeräte erforderlich sind. Das Kochen im Dämpfer scheint dagegen aus dem Wagnerhandwerk zu stammen, denn der Wagner verwendet ebenfalls den Dämpfer, und zwar zum Biegen verschiedener Wagenteile.

Die Holzgabeln werden immer noch verwendet, weil sie leichter sind als die eisernen Gabeln. Auch ist die Unfallgefahr geringer; während ein Stich mit einer Eisengabel eine ernstliche Verletzung hervorrufen kann, ist dies bei der Holzgabel nicht der Fall.

Der Drischl (Taf. 14; 60) besteht aus zwei Teilen, dem *Handstock* und dem *Flegel.* Der Handstock war vielfach aus Hartholz, *weil das mehr rutscht in der Hand, denn den muaß ma jå drahn in der Hånd.* Man nahm Eiche, Hasel oder Erle, oder auch Fichte; auf jeden Fall aber mußte der Handstock sehr glatt sein, damit er in der Hand gut rutschte. Zuerst wurde er mit der Raspel bearbeitet, dann mit Glasscherben, zuletzt erst mit Glaspapier.

Der *Flegel* ist der Teil, der auf der Tenne aufschlägt; da er durch das ständige Aufschlagen stark beansprucht wird, mußte er aus sehr zähem Holz sein. Meist war er aus *Schlea* (Schlehdorn), doch konnte man auch *erdstammige Eiche* nehmen. Auf dem Flegel ist ein Eisenring angebracht, der die Festigkeit erhöht; manchmal sind es auch 3 oder 4 Ringe.

Der *Flegel* ist am *Handstock* durch den *Hut* oder *Kopf* aus Leder befestigt; man konnte diesen entweder selbst aus *Schweinshäuteln* machen, bekam ihn aber auch beim Greißler zu kaufen.

Die verschiedenen Eisengeräte, die in der Wirtschaft verwendet werden, haben alle einen Stiel aus Holz. Die verwendete Holzart ist je nach dem Gerät und dessen Verwendung, also auch nach der Beanspruchung, verschieden.

Stiele von Gabeln, Schaufeln, Spaten und Hauen sind nicht sehr stark beansprucht, daher kann *gringes* Holz verwendet werden, wie Fichten, *Felber, Agazi,* auch *Ölesen* und Linde. Man nimmt auch Buchenholz — hier hält der Keil besser —, aber dieses ist schwerer als die anderen Holzarten.

Das Blatt des Werkzeuges wird auf dem Stiel aufgekeilt. Dieser wird, bevor er in das *Haus* (die Ausnehmung des Blattes, die den Stiel aufzunehmen hat) eingeführt wird, mit einer Säge eingeschnitten oder mit dem Stemmeisen gespalten. Durch das Einschlagen des Keiles in diesen Schlitz wird der Stiel auseinandergetrieben und fest an die Wände des *Hauses* gedrückt.

Für Schaufeln ist ein geschwungener Stiel erforderlich; *då håt ma si scho ång'schaut, wenn ma wo gången ist oder g'fåhrn, då is a natur-g'wåchsener, schön geschwungener Stiel, håt ma si'n ausg'håckt und hoamtrågn.*

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Stielen sind die Hackenstiele stark beansprucht; es ist also ein sehr zähes Holz erforderlich. Meist wird Weißbuchenholz verwendet, aber auch Eiche, Esche und *Agazi* sind geeignet. Der Hackenstiel wurde zuerst aus einem Scheit grob herausgehackt und dann auf der Hoanzelbank mit dem Reifmesser weiter bearbeitet. Heute wird die Form meist mit der Kreissäge herausgeschnitten, wodurch man sich die Arbeit mit der Hacke erspart.

Der *Sengstworf* ist aus Buchen- oder Nußbaumholz. Nicht jeder Bauer machte den Worf selbst. *Die Sengstworfmåcher håm si hålt a Trumm Nußbam kaft mit dera Länge, san zu aner Såg gfåhrn und håm sie hålt Pfosten schneiden låssen, so zollstårk, und håm s' dånn außeg'schnitten. Aber des wår aa net von Dauer; die meisten Bauern håm si'n selber gmacht, vom Erdståmm, denn der is zach gwen. Den håt ma ausg'hobelt, die Löcher außag'stemmt und die Griffe eing'setzt.* Für die Griffe verwendete man meistens natürlich geschwungenes Holz; sie wurden in den

Stiel hineingesteckt und verkeilt. Das Sensenblatt wurde früher auf den Worf mit einem Keil befestigt, heute wird es meist angeschraubt.

Der Pessel (Taf. 13; 58) dient zum Stampfen; früher wurde er vor allem zum Zerstampfen des Obstes beim Mostpressen verwendet: *Früher håt ma hålt an großen Nursch g'habt, då håt ma des Obst eine und då håt ma die Äpfel zerstoßen.* Auch beim Hausbau fand der Pessel Verwendung, mit dem man bei der Errichtung eines *gesatzten Hauses* die Lehmmasse in die Schalung einstampfte. Heute ist der Pessel fast nur mehr beim Einsäuern von Kraut in Verwendung; das Kraut wird *eingepesselt.*

Der Kopf des Pessels ist Hartholz (Apfel, Birne, Esche, Buche, *Kean),* der Stiel ist *a ganz gewöhnliches Stangel.*

Schlägel werden und wurden in den verschiedensten Größen verwendet, von den großen Schlägeln, mit denen man bei der Waldarbeit Keile einschlug, bis zu kleinen Handschlägeln zum Einsetzen der Rechenzähne. Da der Schlägel oft stark beansprucht wird, muß der Kopf aus zähem Holz bestehen. Am besten geeignet ist ein recht verwachsenes Holz, *sonst, bei a påarmål draufschlågen geht er in tausend Trümmer auseinand.* Man nimmt *Birnbam,* Buche oder Eiche. Gearbeitet wird er in grünem Zustand, *und dann muaß man wo eine ins Stroh, daß' eahn net vonander reißt,* d. h. er muß sehr langsam austrocknen.

Der Stiel muß ebenfalls aus zähem Holz sein, etwa Eiche oder Buche, nur bei kleineren Schlägeln ist auch Fichte geeignet. Er wird dadurch befestigt, daß man den Kopf durchbohrt, den Stiel hindurchführt und in der Bohrung festkeilt.

Holzschaufeln gibt es in allen Größen, von der größten Ausführung, wie sie zum Fruchteinfassen auf der Tenne benötigt wurde (Taf. 15; 78) bis zu den kleinen Salz- und Mehlschauferln (Taf. 15; 76a u. b) (Länge 29 cm und 22 cm). Auch bei den großen Schaufeln wurden Blatt und Stiel aus einem Stück hergestellt. Dadurch hatte man viel Abfall, da Holz weggehackt werden mußte; doch spielte eine solche Holzverschwendung früher keine Rolle. Erst vor 10 oder 15 Jahren hat man damit begonnen, die beiden Teile getrennt herzustellen und den Stiel an das Blatt anzuschiften.

Zur Herstellung der Schaufeln verwendete man meist ein *gringes,* also leichtes Holz; es ist leichter zu bearbeiten, und auch das Arbeiten mit der fertigen Schaufel ist weniger mühsam. Lindenholz, *Allee* (Pappel), *Felber* und *Öller* wurden bevorzugt; *von Buchen håm s' es aa gmåcht, åber des is zu schwer.*

Die Anfertigung der Schaufel ging folgendermaßen vor sich: *Des*

wår a so a Blöckl, des håt ma z'erst amål g'hackt, dånn håt ma's ausg'stemmt und ausg'håckt und geglättet, so wie bei den Multer. Als Werkzeug zum Aushöhlen wurden Hohldexel und verschiedene Hohleisen (Taf. 15; 71 a, b, c) verwendet.

Wichtig war es, das Reißen des Holzes zu verhindern. Man konnte das Holz entweder grün oder trocken bearbeiten. Im ersten Fall ging die Arbeit leichter, aber die fertige Schaufel mußte monatelang vorsichtig getrocknet werden. Oder man ließ das Holz schon vorher langsam trocknen; dabei durfte es nie in der Sonne liegen, weil durch das zu rasche Trocknen Risse entstehen.

Kochlöffel machte sich früher jeder Bauer selbst, und mancher tut es heute noch: *Mir håm no kan kaft.* Die Herstellung ist ganz ähnlich wie bei einem Holzschauferl, man braucht als Werkzeug Messer und Hohleisen. Im Winter arbeiteten die Leute gern an solchen Sachen: *Im Winter, wenn die Åbende lång wårn, die Nächte, håm s' hålt umg'schnitzt a bißl.* An Holz verwendete man Espenholz und anderes *gringes* Holz, das sich gut bearbeiten läßt. *(Taf. 15; 77)* Der *Suppensprudler* wird aus einem Astkranz eines dünnen Fichtenstammes hergestellt. (Der abgebildete Sprudler ist 37 cm lang, die Stange an der dicksten Stelle 2 cm stark. Durchmesser des Astkranzes: 12 cm). Meist schnitzt man den Suppensprudler aus dem Christbaum. (Man muß sich aber hüten, dem eine besondere Bedeutung zuzumessen, weil der Christbaum in Wolfau noch nicht sehr alt ist. Eine nüchterne Erklärung ist, daß der Christbaum eben im Hof steht, wenn er aus der Stube hinauskommt; da der Bauer alles verwertet, was verwertbar ist, wird er lieber aus dem vorhandenen Baum einen Sprudler herstellen, als in den Wald zu gehen und ein neues Bäumchen zu holen.)

Zur Anfertigung des Suppensprudlers ist nur ein Taschenmesser nötig; die Rinde von Stamm und Ästen wird entfernt, sodaß der Sprudler weiß und sauber aussieht.

Zu den verschiedenen Geräten, die beim Brotbacken verwendet werden, gehört auch die Loatzschüssel (Taf. 15; 74). (Außendurchmesser ohne Griffe 31 cm; Wandstärke ca. 1 cm.) Sie hat ungefähr die Größe des für einen Brotlaib benötigten Teigstückes. Die Form der Schüssel ist kreisrund, jedoch sind außen zwei Griffe angebracht, sodaß sie beim Schupfen des Teiges gut gefaßt werden kann und nicht aus der Hand rutscht.

Die Loatzschüsseln wurden ähnlich hergestellt wie die Holzschaufeln oder die Mulden: *Jå, die Loatzschüsseln san wia d' Muldan. Und des muaß a weichs Holz sein, des kånn, såg ma, aus an Påppel, oder, såg ma, aus Weiden, weil des soll aa gring sein. Erlen tat's aa, åber des is z'schwer.*

Diese Schüsseln werden mit Hohleisen ausgearbeitet. Trotzdem sind sie so regelmäßig und sauber ausgeführt, daß man glauben könnte, sie seien gedrechselt. Die Handgriffe sind nicht angesetzt, sondern mit der Schüssel in einem Stück ausgeführt.

Man sieht mitunter ausgebesserte Schüsseln und Mulden; auch die abgebildete Schüssel ist ausgebessert. Dabei wird die beschädigte Stelle sauber herausgeschnitten, wobei eine schräge Kante, nach innen geneigt, entstehen soll. In dieses Loch wird ein genau passendes Holzstück (meist Linde oder Pappel) eingesetzt. An der Innenfläche der Schüssel wird zur Sicherung noch ein Stück Blech aufgestiftelt.

Besonders wichtig sind die Mulden *(Multer)* und Tröge, einbaumartige Gefäße verschiedener Größe, von denen in Wolfau schöne Formen zu finden sind.

In Wolfau hat jeder Hof mehrere Mulden (Taf. 15; 73) und Tröge in den verschiedensten Größen und Formen (Taf. 16; 79—82). Der größte von mir gemessene Trog ist 131 cm lang, 44 cm breit und 21 cm hoch; es ist ein Backtrog. Er faßt den Teig für 8—9 Laib Brot, wobei ein Laib ungefähr 4—5 kg wiegt. Die kleinste Mulde ist die in Fig. 14 abgebildete mit den Maßen 49×23×10 cm.

Der Unterschied zwischen *Trog* und *Mulde* liegt weder in der Form noch in der Ausführung, sondern nur in der Größe. Stücke bis ungefähr 1 m Länge nennt man Mulde, über 1 m Trog. Doch ist in der Form insoferne ein Unterschied, als größere Stücke entweder richtige Griffe haben (Taf. 16; 82) oder das Holz an den Enden flach ausgezogen ist (Taf. 15; 73), sodaß man anfassen und den Trog zu zweit tragen kann.

Der Verwendungszweck dieser Gefäße ist sehr vielfältig; die großen Tröge dienen als Backtrog, die kleineren Mulden zur Aufbewahrung z. B. von Salz. Neugeborene Kinder werden in der Mulde gebadet, und beim Schweineschlachten legt man die Eingeweide hinein. Für jeden Verwendungszweck ist eine andere Größe günstiger, und daher müssen stets verschiedene Stücke vorhanden sein. Zwei Beispiele seien angeführt.

Im Hause Nr. 68 *(Thomas)* sind 12 Tröge und Mulden vorhanden: 1) 102,5×41,5×21 (Backtrog); 2) 101×35×12; 3) 96×35×11; 4) 85×28,5×11,5; 5) 83×28×12; 6) 76,5×27,5×11; 7) 75×35×12; 8) 72×38×14; 9) 72×24×11; 10) 67,5×27×11; 11) 67×26×12; 12) 56×22×7,5. In diesem Haus sind es außergewöhnlich viele; der Besitzer hat sie selbst gemacht. Er arbeitete aber nicht für den Verkauf, sondern nur für den Eigenbedarf. Oder es gab jemand Holz für 2 Mulden, dann bekam er dafür eine fertige Mulde, das Holz für die zweite behielt er als Arbeitslohn.

Im Hause Nr. 152 *(Blasenfranz)* sind 4 Tröge bzw. Mulden vorhanden:

1) 126×50×23; 2) 107×34×15; 3) 90×32,5×24; 4) 62×36×13. Die Besitzerin ist Jahrgang 1910. Ihr Großvater hat den Backtrog gemacht.

Mulden und Tröge werden heute nicht mehr hergestellt; erstens sind so starke Bäume dafür notwendig, die heute lieber verkauft werden. Zweitens erfordern sie so viel Arbeit, daß sich niemand mehr dazu bereitfindet. Ihren Platz haben die Kunststoffgefäße eingenommen. Man machte sie durchwegs aus *gringem,* also leichtem Holz, das sich leicht bearbeiten ließ: *Felberbam* (Weide), Linde, *Allee* (Pappel); auch Ahorn und *Öller* wurde verwendet, doch sind diese schwerer als die anderen Holzarten.

Der Stamm wurde zuerst in der Mitte auseinandergekloben, dann bearbeitete man die Hälften weiter. Man konnte das Holz sowohl im trockenen als auch im grünen Zustand bearbeiten; das grüne Holz läßt sich leichter bearbeiten, aber die Gefahr des Springens ist größer. Bei trockenem Holz dagegen *is härter årbeiten.* Arbeitete man die Mulde aus trockenem Holz heraus, so soll dieses womöglich schon vor einigen Jahren gefällt und langsam ausgetrocknet worden sein. Hatte man aus grünem Holz gearbeitet, mußte das fertige Stück einige Monate oder sogar Jahre hindurch auf dem Dachboden unter das Stroh oder unter die *Frucht* gelegt werden, so daß weder die Sonne noch ein stärkerer Luftzug dazukommen konnte. Nur wenn das Stück ganz, ganz langsam austrocknete, konnte die Rißbildung vermieden werden. Es wird berichtet, daß man die fertigen Tröge auch im Dämpfer gekocht hat, um das Reißen zu vermeiden; aber auch dann kam man um eine längere Trockenzeit nicht herum.

Die Berichte über die Reihenfolge der Arbeiten gehen etwas auseinander. Nach der einen Auffassung wurde das Stück zuerst innen bearbeitet und dann erst außen; nach der anderen Meinung war es umgekehrt. Jedenfalls erfolgte die Arbeit außen mit dem Reifmesser. Zum Aushöhlen wurde zuerst ein Hohldexel verwendet (Taf. 15; 71a), dann wurde mit kleineren Hohleisen (Taf. 15; 71 b u. c) sauber nachgearbeitet.

Wenn auch heute keine Mulden mehr angefertigt werden, sind doch die vorhandenen Stücke noch in Verwendung. Sie sind zwar wurmstichig und mitunter ausgebessert, aber noch brauchbar.

Das Nürschel (Taf. 15; 75 a u. b) ist ein Gefäß, das der Mulde ganz ähnlich ist, aber viel weniger sorgfältig ausgeführt wird. Es ist einfach ein Holzklotz, der innen etwas ausgestemmt wird. Man sieht es mitunter als Wassergefäß für die Hühner; an Größen habe ich z. B. 25,5×13,5×4,5 oder 42×10×7,5 cm gemessen. Eine bestimmte Holzart ist nicht nötig, *då wårs net hakli.* Wassergefäße für Hühner kann man aus Brettern auch machen, aber die aus einem Stück sind besser, weil sie *net so gschwind rinnert wern.*

Größere Einbaumgefäße heißen *Nursch;* da gab es den *Saunursch* zur Fütterung der Schweine oder den *Brunnursch* für den Brunnen: *Då håt ma hålt a Trumm Holz gnomma und håts ausg'stemmt und håts untern Brunn g'stellt.* Als Brunnengefäß ist der *Nursch* in Wolfau aber nirgends mehr anzutreffen; die kleinen *Nürscheln* als Hühnertränke sind jedoch noch in Verwendung und werden auch noch hergestellt. Sie benötigen nicht viel Arbeit, jedenfalls weit weniger als eine Mulde oder ein Trog.

Holzschuhe finden sich in Wolfau recht häufig, wurden hier aber nicht erzeugt, sondern kamen aus der Steiermark herein. In Wolfau bekam man sie beim Greißler zu kaufen; man trug sie hier aber nicht so ausschließlich wie in der Steiermark. *Die Steirer håm går kane åndern Schuh g'håbt åls Holzschuh. Im Winter, heut ziagn s' es no ån im Steirischen. In d' Schul, in d' Kirchen san s' gångan damit. Bei uns wårn s' net so häufig, wir håm s' nur glei ånglegt, wenn ma in' Wåld is gången: Då håt ma können den gånzen Tåg in Schnee stehn, då håt ma net in die Zechn g'frorn. Wårm san s' jå, då wårs wårm drin, wia in an Båchofen.* Außer zur Waldarbeit trug man sie auch zur Arbeit im Stall.

Die Holzschuhe kommen in zweierlei Form vor: Taf. 16; 86, zeigt den einfachen Holzschuh, der aus einem einzigen Stück Holz besteht. Auf Taf. 16; 87 sehen wir eine erweiterte Ausführung: an dem eigentlichen Holzschuh ist oben ein Lederschaft befestigt, unten eine profilierte Gummisohle, ein Stück eines alten Autoreifens. Spitze und Ferse sind mit Blech beschlagen, außerdem führen zwei Blechstreifen über den Rist bzw. über die Zehen. Auf diese Weise wurde der einfache Holzschuh für die winterliche Waldarbeit verbessert.

Wie die Holzschuhe hergestellt wurden, ist in Wolfau nicht bekannt.

Obwohl gedrechselte Geräte in dieser Arbeit eigentlich nicht behandelt werden, mögen hier doch einige kurz angeführt werden.

Das sind zunächst zwei Mörser (Taf. 16; 83 a u. c) aus Nußholz, die zum Stampfen von Salz, Mohn oder ähnlichem verwendet wurden; den dazugehörigen eisernen Stößel zeigt Taf. 16; 83 b. Mörser Taf. 16; 83 a. Außendurchmesser 10 cm, Höhe 25 cm. Taf. 16; 83 c: Außendurchmesser 9 cm, Höhe 12,5 cm. Stößel Taf. 16; 83 b: 36 cm lang. Taf. 16; 88, zeigt einen Wetzsteinkumpf, wie er in Wolfau allgemein üblich ist. Das hier abgebildete Stück (Länge 25 cm) ist alt, doch sind neue Kumpfe ganz ähnlicher Form beim Kaufmann zum Preis von 6,— S erhältlich. In Wolfau werden sie nicht hergestellt.

In manchen Häusern findet sich noch ein sogenannter *Tschutta,* eine Art Feldflasche, aus Holz gedrechselt. Der Tschutta spielte im Brauchtum eine gewisse Rolle; beim *Gwißmåchen* zog der Bräutigam mit seinen

Leuten zum Haus der Braut, und dort wurde aus dem Tschutta gemeinsam getrunken.

Oft findet man den *H e b e r* (Weinheber, Taf. 16; 84) und *Tråchter* (Trichter, Taf. 16; 85) aus Flaschenkürbissen. Die Pflanze wird in Wolfau *Heber* genannt, man spricht also von Hebersamen, Heber anbauen u.s.w. Früher wuchs der Heber in jedem *Kuchlgårten,* doch ist er heute schon stark abgekommen und man findet ihn nur noch vereinzelt. Obwohl der natürlich gewachsene Heber dem gläsernen überlegen ist — kostet nichts und zerbricht nicht so leicht — ist doch schon in den meisten Häusern auch der gläserne Weinheber anzutreffen; man will schließlich auch zeigen, daß man sich einen solchen leisten kann.

Die Samen werden Ende April in ein Kistel mit Erde gesetzt; nach dem Ende der Frostperiode setzt man die Pflanzen ins Freie, und zwar in den *Kuchelgarten* zum Zaun. Eine gute, nahrhafte Erde ist empfehlenswert. Da der Heber eine Schlingpflanze ist, muß man ein Lattengerüst bauen, auf das die Pflanze hinaufklettern kann und das fest genug ist, die oft zahlreichen Früchte zu tragen. Diese wachsen hinunter, d. h. das keulenförmige Ende ist unten (also umgekehrt wie auf Taf. 16; 84). Das Gerüst muß ziemlich hoch sein, *damit die Röhren schön gråd wern; auf der Erden dürfens net aufstehn, sonst wern die Röhren bucklert. Je höher des is, sågt ma, desto längere Röhren wern.*

Im Herbst, wenn die Schale verholzt ist, nimmt man die Früchte ab und hängt sie zum Trocknen auf. Nicht jedes Jahr werden sie reif; es kommt vor, daß die Schale nicht richtig holzig wird, sie sind dann unbrauchbar und verfaulen sehr bald.

Solange die Heberschale noch weich ist, kann man mit einem spitzen Gegenstand etwas einritzen, wie Name, Jahreszahl oder Hausnummer. Die Schrift wächst dann mit und ist am reifen, verholzten Heber deutlich erkennbar. Eine solche Inschrift brachte man mitunter an; sonstige Verzierungen waren nicht üblich.

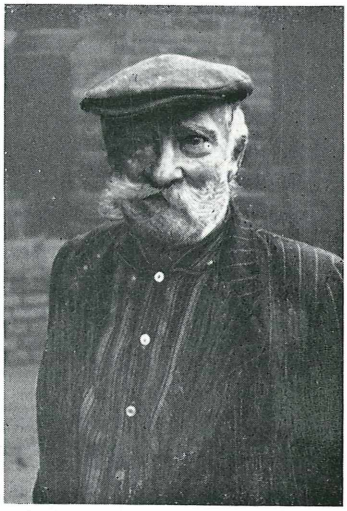
Nachdem man die Früchte abgenommen hat, bohrt man am Ende der keulenförmigen Seite ein Loch und schneidet das Ende der *Röhre* ab. Dann hängt man den Heber zum Trocknen auf. Da beide Enden offen sind, kann die Luft durchziehen, so daß er auch innen austrocknen kann. Im Winter putzt man mit einem Draht oder mit einem Zweig (Weide oder Hartriegel) die Fleischreste heraus. Schließlich wäscht man den Heber mit warmem Wasser gut aus, dann ist er fertig und kann verwendet werden.

Wenn der Heber trocken aufbewahrt wird, kann er lange Jahre brauchbar bleiben. Im Keller oder an einem anderen feuchten Ort soll er aber nicht sein, weil er dann wurmig wird. Verwendet wird er zum *Außahebern* von Most oder anderen Flüssigkeiten: *und håt ma dånn amål*

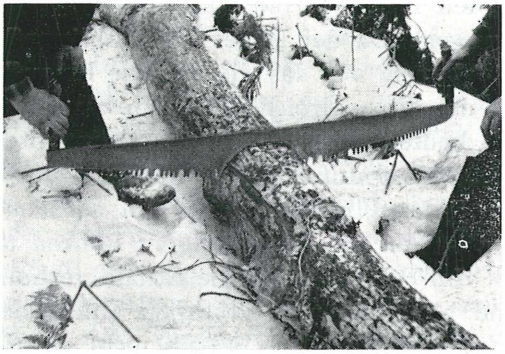
a Pech, daß ma'n vielleicht durchbohrt oder durchstoßt, dann wird er quer um an Bauch amål åbgschnitten, und då verwend't ma'n dånn no als Tråchter, und zwar sowohl zum Einfüllen von Flüssigkeiten als auch zum Wurststopfen.

Zu den Abbildungen:

Die Strichzeichnungen wurden von Heinz-Chr. Dosedla nach Lichtbildern des Verfassers gezeichnet. Fotos ebenfalls vom Verfasser.

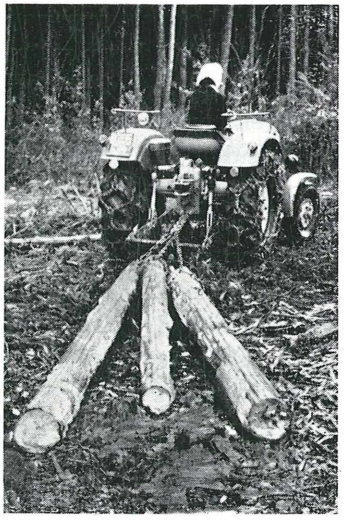


11 Mathias Müllner (1883—1966)



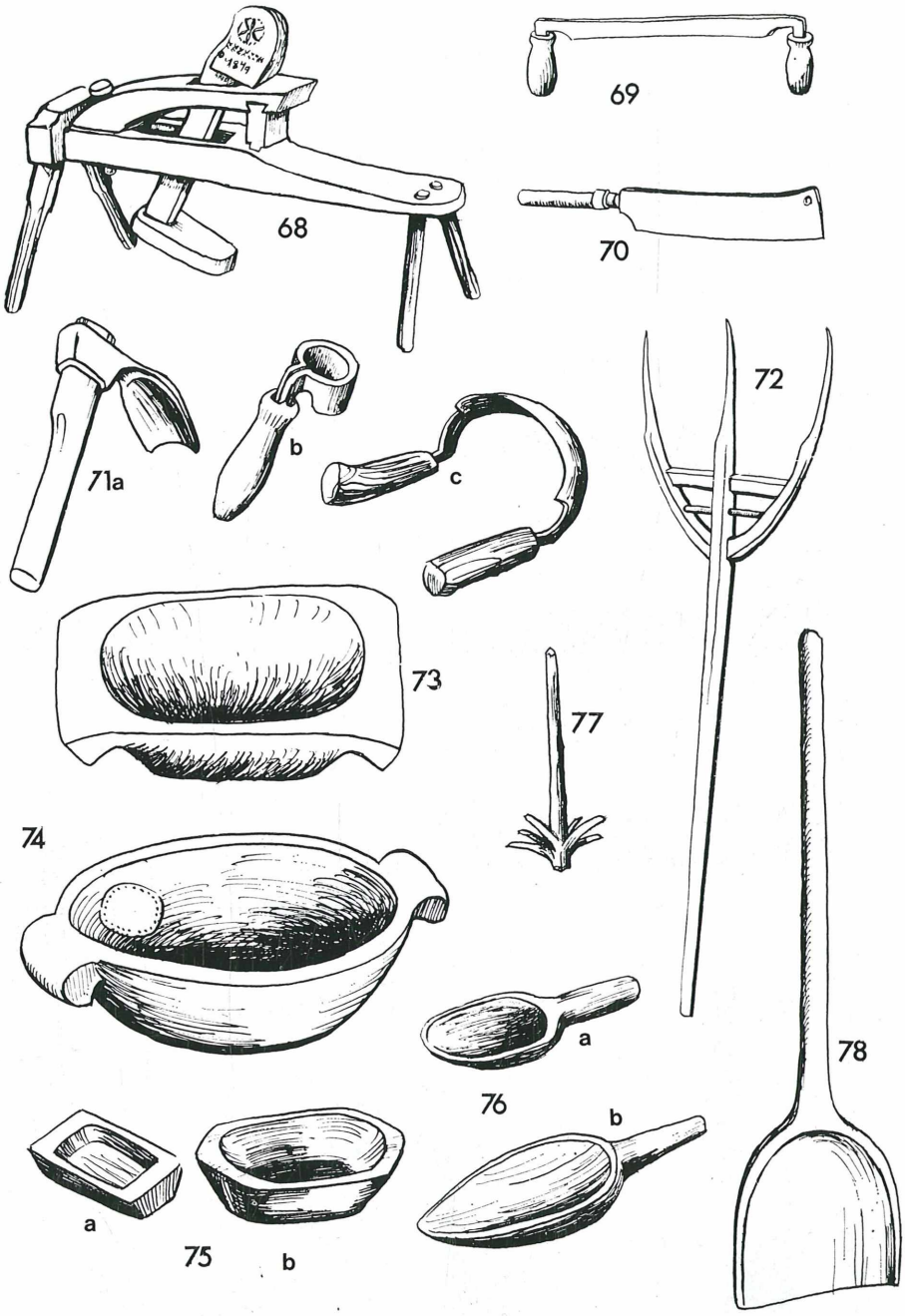
12 Arbeit mit der Zugsäge

13 „Rinteln"

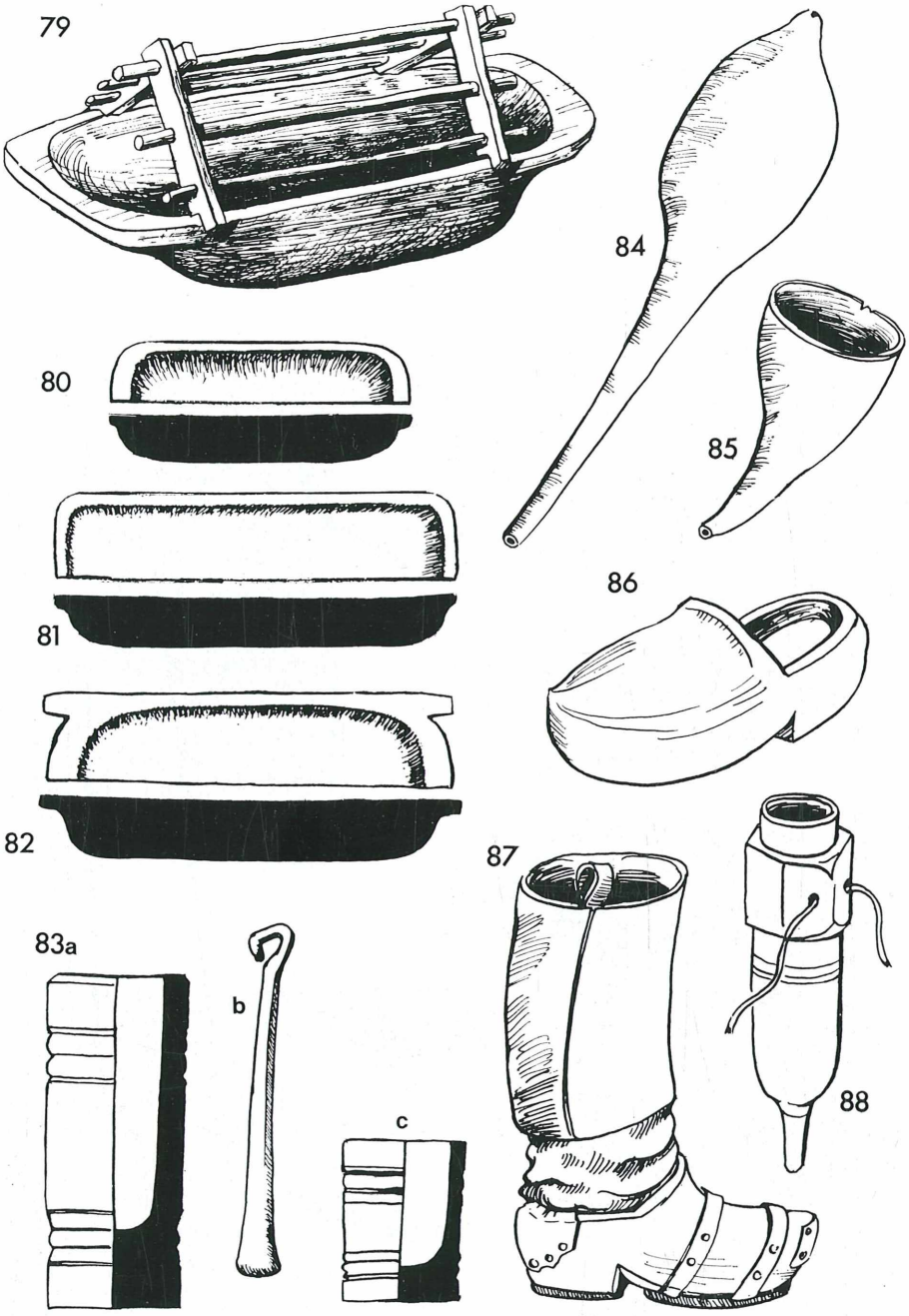


14 Streifen mit dem Traktor

© Landesmuseum für Bu[illegible] download unter www.biologiezentrum.at



© Landesmuseum für Burgenland, download unter www.biologiezentrum.at



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland

Jahr/Year: 1969

Band/Volume: 042

Autor(en)/Author(s): Schöbitz Helmut

Artikel/Article: Waldarbeit und Holzgeräte. 320-346